

**Zeitschrift:** Schweizerisches Freundschafts-Banner  
**Band:** 3 (1935)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Das Märchen vom Bodensee [Fortsetzung]  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-567125>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 23.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Grenzgeschichte

von Willy Wolf

Dem Schutze diesseits der Grenze diente auch der Soldat Felix. Der aber dachte erst am Abend daran, als die wachsenden Schatten das Abendrot von der Erde tranken. Doch die Uniform machte aus ihm noch nicht den Soldaten, und als er beim Verlassen des Gartens nach rechts schaute, wo nichts eine Trennung der beiden Länder andeutete, als einmal der dunkle Strich eines Wäldchens, da meisterte die Lust, es zu besuchen. Wie ein Magnet zog es ihn an und holte immer wieder seinen Blick zurück, wenn er über das endlos weite Land streifte, das sich nach Osten in den Abend dehnte und riesenhaft in den kommenden Morgen wuchs.

Um das Wäldchen ohne Umweg zu erreichen, mußte Felix fremdes Land betreten. Der Weg dorthin war also nicht ohne Gefahr, doch das Lustgefühl war so kräftig wie seine Jugend, und mit der Sehnsucht wuchs der Reiz am Abenteuerlichen. Er war eben in den Jahren, da die Kräfte schneller wachsen, als der Verstand, da man den Uebermut mit lockeren Zügeln stürmen läßt, wo im harmlosen oder ernstesten Draufgängerum alle überschüssige Kraft sich entfaltet. Und ist gar noch überschüssige Phantasie vorhanden, dann zwingt sie das Handeln selbst über die Grenzen des körperlich Meßbaren hinaus, dann drängt sie Leib und Seele in den irrlichternden Schein des Abenteurers. Eine Romantik, die wohl ewig so jung bleibt wie die Jugend, die sie verlockt.

Zwar hatte bei Felix die Phantasie noch nicht durch Erfahrungen an ihren glühenden Farben eingebüßt, nur wandte sie sich mehr verträumten Dingen denn der Wirklichkeit zu. So kam es, daß seine traumschweren Gedanken ihn allmählich immer mehr beherrschten. In ihren Bildern belebten sich wieder die Wünsche voll schwermütiger Weichheit, die er vor der Welt sonst ängstlich verbarg. Da kamen Freunde und Kameraden auf ihn zugeschritten, Menschen, die er gerne hatte, die er liebte und doch nicht wußte warum. Immer waren es dieselben, mit denen er in dem Schattenleben seiner Sehnsucht zusammen war, und immer fühlte er dann ein Verlangen in sich wachsen, vor deren Enträtselung er sich scheute. Wenn in den stillen Abendstunden einer der Kameraden auf der Ziehharmonika spielte, wenn die dunklen Schleier der beginnenden Nacht rings um ihn die Welt verhängten, daß sie immer enger wurde, dann schufen die Träume in ihm stets eine Welt, in der sich dann alles erfüllte, was er dunkel und geheimnisvoll in sich wachsen fühlte: das Begehren. Gewiß, er kannte auch Mädchen und verstand sich auch mit ihnen, aber nie schlug das Herz so unregelmäßig und nie hatte er jenes prickelnde Gefühl in den Fingerspitzen, ihre Nähe zu fühlen, wie es bei den Freunden der Fall war. Es kam wohl vor, daß er sich dagegen zu wehren versuchte, daß er um Abstand rang mit dem Bemerken, solche Gedanken seien so häßlich wie unwahr. Doch sie kamen immer wieder und er erlag ihnen immer mehr. Oft hatte er auch schon den Willen gehabt, sich mit einem Menschen einmal darüber auszusprechen, weil er manchmal glaubte, darum leiden zu müssen, aber es ging nicht. Er verschloß im entscheidenden Moment von selbst sein Innerstes vor jedem fremden Blick. Und darum lebte, litt und hoffte er weiter in seinen Träumen, war er in ihnen jenen Menschen nahe, zu

denen er gehörte und die er doch nicht kannte, weil er ja die Wahrheit über sich selbst noch nicht gefunden hatte.

Den Blick nach innen gekehrt, mehr in der eigenen Welt nach dem Erlebnis suchend, wozu ihn die äußere nur scheinbar verlockt hatte, merkte er nicht, daß jenes Wäldchen längst hinter ihm lag.

„Halt, bleiben Sie stehen! Sobald Sie sich bewegen, schieße ich!“

Erstarrt von der Wucht des Wechsels zwischen Traum und Wirklichkeit stand Felix im Dunkeln. Wie Peitschenhiebe sausten die Worte durch die Luft und schlugen auf ihn ein. Es war ihm, als hätten sie Herz und Sinn zugleich getroffen, kein Puls pochte, kein Gedanke keimte. Aber dann begriff er plötzlich die Gefahr. Brausend schoß das Blut durchs Gehirn, weckte die Abwehr, die alle Möglichkeiten über Orientierung und Flucht durcheinanderjagte. Sein Blick tastete dabei durch die Dunkelheit, um den Gegner zu fassen. doch kaum daß er aus dem Chaos von Wille und Ergebenheit den Rettungsfaden zu wirken begann, stand wie aus dem Boden gewachsen der andere neben ihm, groß, breitschultrig, ein Soldat, dem Felix nur bis zur Brust reichte. Vor dem war ein Entkommen unmöglich.

(Fortsetzung folgt)

## Das Märchen vom Bodensee

von Golfy.

### 4. Die Freundschaft.

Es war dunkel geworden. Ich drehe die Signallichter auf und besprach mit Remi, wohin wir fahren sollten. Er schlug eine Bucht nahe dem Einlauf des neuen Rheines vor. „Gut, mach alles klar!“ Dann schmiß er den Anker über Bord, er faßt Boden und mit einem Ruck stand das Schiff still. Alle Segel wurden eingezogen und mit einer Blache überdeckt. Da wir abseits jeden Schiffsverkehrs waren, konnten auch die Signallichter gelöscht werden. Dann traten wir in die heimelige Kajüte.

„Wie geht's?“ fragte Remi.

„Danke, gut!“ „Wir wollen Ihnen noch eine Weile Gesellschaft leisten und dann aber geht's in die Falle!“

Soeben setzte ein starkes Jazzorchester an, um den neuesten Fox zu spielen. Das schrille Quiken des Saxophons tat in den Ohren weh und Remi suchte eine andere Station. Wir hörten noch den letzten Teil aus der Oper „Rigoletto“ von Verdi.

Es begann ein gemütliches Plauderstündchen. Bald führte der, bald der andere das Gespräch und auch der Humor kam zu seinem Recht. Schließlich öffneten wir das Vorratsschränkchen und entnahmen ihm eine Flasche Wein. Dann wurde auf gute Freundschaft angestoßen und die Wellen der Begeisterung schlugen hoch. Besonders Hans, so hieß unser neuer Freund, entwickelte einen ganz gesunden und sprühenden Humor. Ungewollt eigentlich wurde das Du angewandt, doch fanden dies alle selbstverständlich.

„Wo wächst eigentlich der feine Tropfen?“ fragte Hans. „Es ist ein feuriger Italiener und wächst in der Gegend von Trento. Bei einer Italienreise habe ich ihn mitgebracht.“ „O, Italien wollte ich auch einmal sehen, schon des guten Weines wegen!“ lachte Hans und zeigte eine Reihe weißer Zähne. „Ja, Italien hat

mir immer gut gefallen. Ich bin bereits viermal dort gewesen. Besonders gut gefielen mir die oberitalienischen Seen“, sagte ich traumverloren. „Was nicht ist, das kann werden!“ erwiderte Remi, dabei zwin-kerte er schelmisch mit den Augen. In den Augen unse- res neuen Freundes glomm es auf.

Gar schnell verflieg die Zeit und ich ermahnte: „Nun aber in die Falle! Ich glaube, der Wein ist nicht gut für Kinder!“ „Oho!“ stellte mich Remi, doch sah er ein, daß es Zeit war und unser Patient bedurfte der Ruhe. Ich machte noch draußen die Runde und mit kräftigem Handschlag zogen wir uns in die knappe, angrenzende Koye zurück.

Die Ruhe war eingekehrt, ich drehte mich dem Bull- auge zu und döste in die mondhelle Nacht hinaus. Leise gluckste das Wasser...

(Fortsetzung folgt!)

## Frage

Ich frage die Sterne, sie zieh'n in erhabener Ruh,  
Ich frage die Wolken, sie zieh'n fernen Zielen zu,  
Kann denn niemand mir sagen, was Deine Seele bewegt,  
Wenn Du oft abends träumend am Fenster stehst?  
Du weilst in der Ferne mit Deinem Blick,  
Bei Deinem Geliebten, bei fernem Glück,  
Wo mag er wohl sein, bei welchem Licht,  
Du fragst die Wolken, sie antworten nicht.

Gian de R.

## Streiflichter

von Siro Boris

Pech! dachte Gottfried Hellmann als er den letzten Zug aus dem Bahnhof ausfahren sah, der ihn hätte nach Hause bringen sollen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als den ca. zweistündigen Heimweg zu Fuß zurückzulegen. Obwohl Fredy kein Angsthase war und sich auf seine starken Arme mit Recht etwas einbilden durfte, war ihm dieses Mißge- schick recht unangenehm, führte ihn doch der Weg ein weites Stück durch dichten Wald. Außerdem fiel jetzt ein feiner Regen und Fredy hatte weder Schirm noch Mantel bei sich, denn als er von zu Hause weggegangen war, hatte ein strahlend blauer Himmel sich über der Erde ge- wölbt. Er suchte die immer aufsteigenden trüben Gedanken zu verscheuchen, indem er intensiv an die schönen Stun- den dachte, die er im Kreise gleichgesinnter Freunde ver- bracht hatte. Fredy schritt rüstig aus und schon lag ein schönes Stück Wald hinter ihm; noch knapp eine halbe Stunde und dann würde er sein Heim erreicht haben. Da, was war das? Sein Fuß hatte irgendeinen Gegenstand an- gestoßen, beinahe wäre er hingefallen. Ein Stück Holz, vielleicht mutwillig über den Weg gelegt? Doch nein, der Gegenstand war weich gewesen, Fredy hatte es ganz gut gespürt. Einen Augenblick stand er regungslos; sein Herz- schlag stockte. Dann suchte Fredy nach Streichhölzern. Himmel! Da lag ein Mensch, das Gesicht nach unten ge- kehrt. Auf dem Weg waren deutlich frische Spuren eines Autos zu sehen. Ein Unfall? Ein Trick? Fredy überlegte, was zu tun sei. Ein Streichholz nach dem andern entzündete er; gut, daß die Schachtel noch beinahe voll war! Der Kör- per bewegte sich nicht. Fredy machte eine neue Entdeckung. Die Beinkleider waren nur lose über die Beine gelegt. Also ein Verbrechen? Gottfried hielt den Atem an und horchte. Nichts war zu bemerken. Nun begann er im Dunkeln vor-

sichtig den Körper abzutasten, dann schüttelte er ihn leicht, dann fester. Endlich! Ein krächzender Laut quoll aus den halb geöffneten Lippen des Daliegenden. Fredy war bereit, sofort zuzugreifen, falls er versuchen sollte, sich aufzu- richten. Doch nichts geschah. Wieder rüttelte Fredy am regungslosen Körper, dann begann er den unbekanntem an- zurufen: „He, Sie, was ist denn los mit Ihnen? Schlaten Sie, oder ist Ihnen etwas passiert?“

Keine Antwort! Im Scheine eines Zündhölzchens rafft Fredy eine Hand voll nasser Blätter zusammen und reibt damit das Gesicht des Verunglückten. Endlich! Die Lippen öffnen sich: „Mir ist so schlecht!“ ist alles was der Unbe- kannte sprechen kann. Dann windet er sich, stöhnt, krampf- die Hände über dem Bauch zusammen; schnell kann Fredy sich zur Seite wenden, sonst hätte er eine noch unangeneh- mere Ueberraschung erleben können! „So, nun ist mir wie- der besser!“ tönt es befreit zu Fredy hinüber. „Wo sind denn meine Hosen?“ fragt der am Boden Sitzende be- stürzt. „Hier neben Ihnen liegen sie“, antwortete Fredy; „aber nun sagen Sie doch endlich, was passiert ist.“ Er kauert sich neben ihn nieder und hört eine bedenkliche Geschichte.

„Ich war in Z. an einem Ball. Der Sauser war so gut, da habe ich etwas viel getrunken, d. h. ich wurde eigentlich zum Trinken gezwungen von einem eleganten Herrn, der mir alles bezahlt hat. Ich habe ihn nicht gekannt, aber er war so lustig und freundlich zu mir. Als er sah, daß ich nicht mehr so richtig auf den Füßen war, machte er mir den Vor- schlag, mich mit seinem Wagen heimzubringen. Zuerst fuhr er ganz anständig; wir plauderten über alles Mögliche, dabei bot er mir eine Zigarette nach der andern an, obschon ich immer wieder ablehnte; ich merkte, daß das Rauchen mir nicht gut tat. Nun bemerkte ich auch, daß wir die Straße verlassen hatten, die nach Th. führte, wo ich wohne. Ich machte den Herrn darauf aufmerksam, doch er hörte nicht auf mich, dafür gab er Gas und wir fuhren in verrücktem Tempo diesem Walde zu. Kein Mensch begegnete uns, es wurde rasch dunkel, eine furchtbare Angst kam über mich, doch was konnte ich tun? Plötzlich hielt der Wagen mit einem scharfen Ruck an. Ich hoffte, nun aussteigen zu kön- nen; gerne hätte ich den Weg zurück zu Fuß gemacht, wenn ich nur diesen unheimlichen Menschen los gewesen wäre. Doch kaum stand der Wagen, faßte mich der Fahrer mit beiden Armen und drückte mich wie wahnsinnig an sich. Dann verlor ich das Bewußtsein. Was nachher geschah, weiß ich nicht.“

„Wie heißen Sie eigentlich?“ fragte jetzt Fredy. „Mein Name ist Bruno Braun; ich wohne in Th.“

Fredy nannte auch seinen Namen, dann schlug er Bruno vor, mit ihm heim zu kommen und am Morgen nach Hause zu gehen. Bruno versuchte aufzustehen, aber stöhnend sank er wieder um, furchtbare Schmerzen im Unterleib stellten sich ein und erst jetzt fühlte er, daß Blut an seinen Beinen herunterfloß. Fredy wußte genug. Er lud den nicht gerade schwören Bruno auf seine Schultern und trug ihn heim. Mit Not konnte Bruno am Morgen den Heimweg antreten. Zu Hause mußte er sich sofort zum Arzt begeben. Nachdem dieser die Geschichte ebenfalls vernommen hatte, suchte er Fredy auf, der ihm alles bestätigen mußte. Dann erstat- tete der Arzt Anzeige bei der Polizei. Nach umfangreichen Recherchen gelang es, den Automobilisten, einen mehrfach vorbestraften „Herrn“, ausfindig zu machen und ihn dem Gericht zu übergeben.

Die Lehre, die Fredy und Bruno aus der ganzen Geschichte gezogen haben, war: Trau, schau, wem!

### Anmerkung der Redaktion:

„Die Seite unserer Frauen“ fällt diesmal aus.